

„Die Schütt war für mich bisher ein unbekanntes Wesen‘ am Fuße des Dobratsch, das ich höchstens bei der Durchreise in den Süden am Rande wahrgenommen habe. Erst durch die Beschäftigung mit der Geschichte des Klosters Arnoldstein ist meine Aufmerksamkeit für diese Naturlandschaft geweckt worden, und deshalb bin ich über die Einladung zur Mitarbeit an diesem Projekt froh.“

(W. DEUER)

Der Bergsturz von 1348 und das Kloster Arnoldstein

von Wilhelm DEUER

Das ehemalige Benediktinerkloster Arnoldstein, errichtet auf einem markanten Felsen, an dem der bedeutende Transitweg von Wien nach Venedig vorbeiführte, liegt der Roten Wand direkt gegenüber, von der der Bergsturz 1348 seinen Ausgang nahm. Dies sowie die Tatsache, dass Klöster für die Erinnerungskultur im Mittelalter eine hohe Bedeutung besaßen, sollten Grund genug sein, ein wenig nach geschichtlichen Beziehungen zwischen Arnoldstein und der Schütt zu suchen.

Der „Schräge Durchgang“ entlang des Mürz- und Murtales über Friesach, St. Veit und Villach war bis zum Bau der Autobahn A 2 eine der wichtigsten Verkehrsachsen zwischen dem Donauraum und Oberitalien. Durch die Kreuzung dieser Transitstraße mit dem Handelsweg entlang der Drau entwickelte sich das Villacher Becken im Hochmittelalter zu einem Verkehrsknoten von mitteleuropäischer Bedeutung. Kaiser Heinrich II. schenkte im Jahre 1007 dem von ihm gestifteten Bistum Bamberg großzügig Grundbesitz und Herrschaftsrechte in Kärnten, darunter auch Teile des Villacher Beckens und das Kanaltal, das bis Pontafel (heute mit Pontebba vereinigt) bis 1919 zum Herzogtum Kärnten gehörte. Dafür gab ein wesentlicher machtpolitischer Faktor den Ausschlag: Die Kaiser waren auf die Passierbarkeit der Verkehrswege nach Rom zur Kaisersalbung durch den Papst angewiesen und sahen diese in geistlichen Händen sicherer als in denen einer Adelsdynastie (ähnliches können wir in Südtirol beobachten, wo die Bischöfe von Brixen und Trient mit den Gebieten belehnt wurden, durch welche die Brenner- und Reschenpassstraße führten).

Zum Schutze ihrer Herrschaftsrechte ließen die Bamberger Bischöfe bald nach der Schenkung auf dem markanten Felsen im Talgrund der Gailitz eine Burg errichten, die nach einem nicht weiter fassbaren Ministerialen (ritterlichen Gefolgsmann) und vermutlichen Bauherrn den Namen Arnoldstein erhielt. Sie wurde allerdings Bamberg entfremdet, nachdem Bischof Adalbero aus dem mächtigen Geschlecht der Eppensteiner oder Markwartinger (1063–57) damit seinen Bruder Markwart belehnt hatte. Genannt wird die Burg bezeichnenderweise erstmals 1085/90 anlässlich einer Güterschenkung durch den Kärntner Herzog Liuthold, den Sohn Markwarts. Zu diesem Zeitpunkt zog gerade der Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst weite Teile des Römischen Reiches und besonders den Ostalpenraum schwer in Mitteidenschaft.

Erst der später heiliggesprochene Bischof Otto vom Bamberg (1106–1139) konnte anlässlich einer Rückreise von Rom im Jahre 1106 die Burg unter großen Mühen und Kosten von den Markwartingern rückerwerben. Um künftigen Missbrauch zu vermeiden, beschloss Otto mit Zustimmung des Patriarchen von Aquileja als zuständigem Kirchenfürsten die Schleifung der Burg und ihre Umwandlung in ein Benediktinerkloster. Es wurde durch Mönche vom Michaelsberg bei Bamberg besiedelt und mit 155 Bauerngütern in der Umgebung ausgestattet, von deren Abgaben und Leistungen das

Kloster erhalten werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt waren das untere Gail- und das Gailitztal bereits erschlossen und verhältnismäßig dicht besiedelt. Der Transitweg verlief südlich der Gail und querte diese erst bei Federaun, über welches Gebiet sich der Bischof die direkten Herrschaftsrechte auch weiterhin sicherte, indem er sie dem Burgamt Villach unterstellt. Das nördliche Gailufer war zwischen Nötsch und Oberschütt weit schwächer besiedelt, zum einen wegen des ertragsärmeren steinigen Bodens, teilweise bedingt durch ältere Felsstürze vom Dobratsch, zum anderen wegen der schwierigeren Erreichbarkeit über die unberechenbare Gail. Und schließlich mochte die Bevölkerung die steinigen und bewaldeten Hänge am Fuße des Dobratsch, insbesondere um die „Rote Wand“, aufgrund langer Beobachtungen immer schon als gefährdeten Siedlungsplatz empfunden haben, was der Bergsturz von 1348 letztlich eindrucksvoll bestätigen sollte. Der Hauptanteil des in der Umgebung von Arnoldstein relativ geschlossenen Klosterbesitzes lag im Westen zwischen St. Paul und St. Johann (über welchen Ort wir noch mehr hören werden) sowie zwischen Feistritz und Thörl, bedeutend weniger lag östlich des Klosters, wo sich Bamberg aus verkehrsstrategischen Gründen selbst die Herrschaftsrechte vorbehalten hatte (GRABMAYER 2000).

War das 12. Jahrhundert in Kärnten eine Zeit der politischen und gesellschaftlichen Konsolidierung gewesen, so brachte das Erlöschen der Kaiser- und Herzogsdynastien seit der Mitte des 13. Jahrhunderts besonders den Ostalpenraum in Turbulenzen. Auch der Arnoldsteiner Besitz war seitdem mehrmals durch lokale Adelsfehden bedroht, dem machtpolitische Kämpfe der großen Territorialherren, also dem Kärntner Herzog, den Grafen von Görz-Tirol und den Kirchenfürsten wie dem Patriarchen von Aquileja, dem Erzbischof von Salzburg und dem Bischof von Bamberg, zugrunde lagen. So wurde im Jahre 1251 dem Kloster vom Patriarchen Berthold die alte Untergailtaler Pfarre St. Johann mit allen Rechten inkorporiert, um Schäden gutzumachen, die durch Fehden mit dessen Parteigängern entstanden waren.

Während sich die politischen Verhältnisse in Kärnten seit dem Herrschaftsantritt der aufsteigenden Habsburger seit 1335 stabilisierten, ereignete sich nachfolgend eine ganze Reihe von Naturkatastrophen: Im gesamten Europa breitete sich die Pest immer weiter aus, und Schwärme von Heuschrecken vernichteten die Felder. Der Sommer und Herbst des Jahres 1347 sollen so nass und kalt gewesen sein, dass die Früchte nicht reiften. Starke Niederschläge mochten auch die Klüfte des Dobratsch ausgewaschen und die folgenden Fröste die Felsen angesprengt haben, was die Wirkung des Erdbebens verstärken sollte (PICHORNER 1998).

Das Erdbeben und der darauffolgende Dobratschabsturz in den Nachmittsstunden des 25. Jänner 1348 bedeuteten einen schwerwiegenden Einschnitt in die Geschichte und Besitzrechte des Klosters. Abt und Konvent hatten vom Klosterfelsen aus gleichsam Logenplätze für das dramatische Geschehen. Zumindest der Kreuzgang lag an der Nordseite der Klosterburg mit gutem Blick über den Talgrund auf den Dobratsch, die Abtwohnung vielleicht erst seit der Neuzeit. Eine gewaltige Staubwolke muss zunächst den Himmel verdunkelt und sich allmählich ins Tal gesenkt haben. Wenn auch die viel später im Druck überlieferte Nachricht, dass man „von dieser entsetzlichen Spaltung bey zwe Spinnen hoch Staub selbst im Kloster liegen“ sah (MARIAN 1783, zitiert nach GRABMAYER 2000) als übertrieben gelten

kann, so wird doch ein Jahr später eine „*fabrica monasterii*“ überliefert – zumindest ein starkes Indiz für Bauarbeiten am Kloster, die wohl mit dem Erdbeben in Zusammenhang standen. 1376 wird eine „*structura seu reformatio monasterii*“ genannt, was sich möglicherweise auf die klösterliche Organisation bezieht, doch noch 1391 wird ausdrücklich eine „*reparatio*“ des Klosters erwähnt (GRABMAYER 2000). Zwar lässt der Baubefund der Klosterruine keine großangelegten Neubauten erkennen, die mit dem Erdbeben zusammenhängen, doch könnten die Innenmauern der Prälatur nördlich des Kirchturmes, die Mauern der dritten Toranlage und ein Abtritt (Abort) am südlichen Steilabfall als Folge der Ereignisse von 1348 neu errichtet worden sein (eine Broschüre über die Klosterruine von Ronald Woldron und Wilhelm Deuer ist in Vorbereitung).

Wie Wilhelm Neumann überzeugend darlegen konnte, machte dem Kloster als Folge des Erdbebens von 1348 weniger der Bergsturz selbst, der weitgehend unbewohntes und relativ unfruchtbare Gebiet traf, als vielmehr die damit verbundene Aufstauung der Gail und die nachfolgenden hydrologischen Veränderungen zu schaffen: In den ersten Wochen nach der Katastrophe staute sich die Gail im Talgrund westlich der neuen Schütt, wodurch ein fast drei Kilometer langer See mit einer Oberfläche von mehr als zwei km² entstand. Dass dieser allein sieben Dörfer „ertrenckt“ habe, wie die Klosterneuburger Chronik zu vermelden wusste (zitiert nach GRABMAYER 2000), ist eine der vielen Übertreibungen, die im Umfeld der Katastrophe kolportiert wurden. Tatsächlich reichte der See nicht einmal bis zur Gailitzmündung und ging bereits wenige Wochen später, nachdem sich die aufgestaute Gail einen Durchbruch durch die neue Schütt geschaffen hatte, in seinem Umfang stark zurück. Reste des Sees bleiben aber bis ins 18. Jahrhundert in den Arnoldsteiner Quellen nachweisbar. Das Kloster konnte sich diese Verhältnisse zeitweilig sogar zunutze machen, indem im Winter unter dem Eis gefischt wurde. Der Name der Seewiese am Fuße des Schütter Waldes erinnert noch heute an diesen natürlichen Stausee (NEUMANN D. 1988; NEUMANN W. 2003).

Zusätzlich versumpfte aber talaufwärts der breite Talboden der Gail bzw. stand vor allem nach den saisonalen Hochwässern dramatisch unter Wasser. Daran erinnern auch nach den späteren Meliorationen noch heute die Flurnamen „Moos“ und „Blau“ (ein temporär überschwemmtes Gebiet). In der Wasserleonburger Gerichtskarte des Hans Adam Hellwig aus dem Jahre 1644 fällt besonders eine kleine Insel zwischen zwei Gailarmen etwa auf der Höhe von Draschitz auf, die sich genau im Bereich der Blau gebildet hatte und auf der sich damals ein Meierhof befand (Abb. 155, auch abgebildet bei NEUMANN W. 2003). Sollte die dort angeführte Bezeichnung „*in ostrek*“ als Verschreibung von Otok (slowenisch für Insel) entstanden sein?

Die genannten Faktoren sind wichtig für eine Lokalisierung der beiden einzigen Ortschaften, die gemäß heutigem Wissensstand nach dem Bergsturz von 1348 tatsächlich aufgegeben worden sind. Das wichtigere Dorf St. Johann führte seinen Namen nach der schon erwähnten Pfarrkirche, für die es vermutlich bereits 1039 einen urkundlichen Nachweis gibt. Im Jahre 1090 wurden dem Kloster Moggio vom Patriarchen im friaulischen Abschnitt des Kanaltales (Moggio Udinese) Zehente vom Pfarrsprengel von St. Johann zugewiesen. Um diese wichtige Mutterpfarre, welche im Westen noch das heutige St. Georgen mit umfasste und im Osten bis zur Pfarre Maria Gail

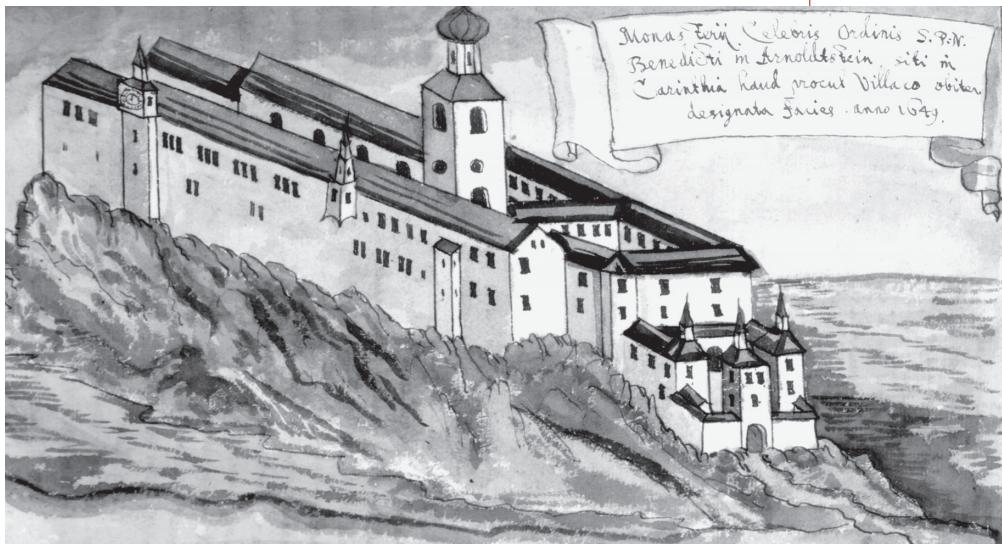


Abb. 154:
Gabriel Bucelin:
Das Kloster Arnoldstein im Jahre 1649. Die sichtbare Seite ist gegen die Schütt gerichtet, der Erker etwas links vom Kirchturm gehörte zur Prälatur, den Abtgemächern (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Repro aus: STUMP 1967)

reichte, entstand ein größeres Bauerndorf, von dem gemäß Arnoldsteiner Urbar (Aufzeichnung der Besitz- und Herrschaftsrechte mit Abgabenverzeichnis) aus dem Jahre 1334 immerhin zwölf Besitzungen, davon neun Ganzhuben und drei Keuschen, dem Kloster Arnoldstein untertänig waren (Kärntner Landesarchiv GV-Hs. 6/9). Wie viele Bauernhöfe das Dorf insgesamt umfasste, kann nicht mehr rekonstruiert werden, da über den dortigen Besitz weltlicher Herren wie jenem der Herren von Wasserleonburg keinerlei Aufzeichnungen erhalten geblieben sind.

Die Lage dieses Dorfes war schon dem Arnoldsteiner Pfleger Johann Heinrich Ainether (1679–1734) aufgrund seiner Quellenstudien annähernd klar. Es lag weder im Zentrum noch in der näheren Umgebung der neuen Schütt von 1348, sondern beträchtlich weiter flussaufwärts nördlich der Gail, etwa den Orten Draschitz und Hohenthurn gegenüber. Sogar eine örtliche Erinnerung blieb erhalten: So findet sich auf der Indikationsskizze des Franziseischen Katasters von 1826 der Flurname „Johannes Prunn“ (Johannesbrunn) etwas südöstlich von Suha (Kärntner Landesarchiv, Franziseischer Kataloß KG Saak Nr. 75.437). Dieser Brunnen liegt unterhalb des Tumphi(e)-waldes halbwegs zwischen den Fluren Blau und Anitzen. Die Gail machte an dieser Stelle bis zu ihrer Regulierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen stark nach Norden ausschwingenden Bogen, der noch heute im Gelände durch den Baum- und Strauchbewuchs deutlich erkennbar ist. Während der Talgrund südlich davon zeitweilig unter Wasser stand oder zum Mindesten sehr sumpfig war, schloss nördlich trockenes Gelände („Suha“ nach dem slowenischen Wort für „trocken“) an. Seit 1894 führte die Trasse der Gailtalbahn unmittelbar beim Johannesbrunnen vorbei, unweit davon verzeichnet das Blatt Arnoldstein der Österreichischen Karte 1 : 50.000 noch die Reste eines Kalkofens.

Zwischen 2011 und 2012 entstand durch eine Privatinitiative von Hugo Maier aus Saak und dem Verein des Nötscher Bildhauersymposiums bei der Quelle eine Johanneskapelle, die bewusst die Erinnerung an die

wichtige Untergailtaler Mutterpfarre und den umgebenden Ort pflegen soll. Sie wurde von der Nötscher Künstlerin Helga Druml mit einem Bildprogramm der Muttergottes mit Kind und Johannes dem Täufer versehen und am 24. Juni 2012 durch den Gurker Generalvikar ihrer Bestimmung übergeben (Der Verfasser dankt an dieser Stelle Herrn Dr. Peter Wiesflecker herzlich für wertvolle Informationen).

Der zweite aufgegebene Ort namens Pruck war kleiner und lässt sich aufgrund der Abfolge der Nennungen im Urbar von 1334 ebenfalls etwa zwischen Draschitz und Hohenthurn lokalisieren. Aufgrund des Namens lag er wohl direkt an der Gail; die namengebende Brücke dürfte sich aus praktischen Gründen noch oberhalb der Gailitzmündung befunden haben. Da das Urbar in diesem Ort eine Mühle nennt, könnte sich Pruck nahe dem Draschitzbach befunden haben. Von dieser Mühle mussten dem Kloster jährlich 40 Denare (Pfennige) gezinst werden.

Die beiden Dörfer St. Johann und Pruck sind nach gegenwärtigem Wissensstand weder verschüttet noch direkt überflutet, sondern erst durch die Kombination eines Flussrückstaus, verursacht durch die verminderte Abflussgeschwindigkeit der Gail, und verschärft durch saisonale Hochwässer unbewohnbar geworden. Die Eintragungen ins jüngere Arnoldsteiner Urbar von 1352 (ebenfalls Kärntner Landesarchiv GV-Hs. 6/9) lassen darüber hinaus sogar noch weitere Rückschlüsse zu: Offenbar musste Pruck sofort nach dem Rückstau aufgegeben werden, was durch die Lage direkt an der Gail auch plausibel ist. Im neuen Urbar übersprang der Schreiber den bisherigen Ort und schloss sofort die folgenden an, während er für St. Johann optimistisch noch Platz frei ließ. Zwar waren auch von diesem Dorf bereits seit vier Jahren keine Abgaben geleistet worden, doch hoffte man längerfristig noch auf eine Wiederbesiedelung. Erst Jahre später, als man die Sinnlosigkeit erkannt hatte, den Ort gegen das Wasser zu verteidigen, wurde der ausgesparte Platz im Urbar mit Einträgen zu Goggau und Saifnitz (Coccau und Camporosso im heute italienischen Kanaltal) aufgefüllt (NEUMANN W. 1988)!

Auch andere Herrschaften, allen voran Wasserleonburg, müssen durch den Gailrückstau gelitten haben, doch sind ihre Schäden mangels trauriger Abgabenverzeichnisse nicht ermittelbar. Im Volksmund wird überliefert, dass die alte „Leonburg“ von einem felsigen Plateau oberhalb von Fölk etwas weiter die Gail aufwärts an die heutige Stelle verlegt wurde (DEUER 1999). Die Burg hieß ursprünglich nur Löwenburg; nach der Versumpfung und Aufstauung des Talgrundes setzte sich allmählich das Präfix „Wasser“ durch. Wilhelm Neumann nimmt außerdem an, dass die Wandlung des Burgnamens von „Löwen-“, in „Leonburg“ mit den häufigen Nennungen von „Lauen“ oder „Leuen“ (womit Flussaltarme gemeint sind) in Zusammenhang gesehen werden sollte (NEUMANN W. 2003).

Fest steht, dass die Herrschaft Wasserleonburg ihren Besitz östlich der Burg zumindest nördlich des Flusses nach der Mitte des 14. Jahrhunderts deutlich erweitern oder zumindest arrondieren konnte. Die heutige Katastralgemeinde Saak – der nordöstlichste Ausläufer des nach der Burg genannten Landgerichtes – springt auffallend gegen Osten vor, jedenfalls beträchtlich weiter als die vermutete Lage von St. Johann. Das heißt, dass sich die Besitzer von Wasserleonburg den zumindest bis 1352 dort nachweisbaren Besitz des Klosters später angeeignet haben, ob mit Zustimmung desselben oder gewaltsam, kann ohne Detailuntersuchungen nicht geklärt werden – das



Abb. 155:
Hans Adam Hellmig: Gerichtskarte der Herrschaft Wasserleonburg von 1644, Ausschnitt mit der Gailinsel „in ostrek“ etwa auf der Höhe von Draschitz (Original im Museum der Stadt Villach).

Verhältnis der geistlichen Grundherrschaft Arnoldstein und der weltlichen Wasserleonburg war zuweilen ziemlich gespannt (FRESACHER 2003). Die östlich anschließende Katastralgemeinde Arnoldstein, welche den gesamten Bereich des Absturzes miteinschloss, verblieb dem Kloster und der nachfolgenden Staatsherrschaft als geschlossener Besitz, großteils als Dominikalgut (d. h. nicht an Untertanen ausgegeben, sondern in Eigenbewirtschaftung genutzt).

Der Bergsturz von 1348 betraf eine weitgehende Einöde. Dieser Verlust war leicht zu verschmerzen, da sich die landwirtschaftlich ohnehin nur extensiv genutzte Vegetation in der Schütt bald wieder erholte – wie vermutlich auch schon mehrere Male zuvor. Die Geröllmassen waren aber auch über das heutige Gailbett gegen Süden vorgedrungen und hatten dort bisher intensiver genutzte landwirtschaftliche Flächen unbrauchbar gemacht. Auf jeden Fall schwerer wog die Überschwemmung und Versumpfung tal-

aufwärts bis Feistritz. Und zusätzlich hatte Arnoldstein mit der Kirche St. Johann einen wichtigen geistlichen Besitztitel mit beträchtlichen Einkünften verloren, für welchen das Kloster einen Ersatz suchte, sobald klar war, dass Dorf und Kirche nicht zu retten waren. 1364 übertrug schließlich der Patriarch die „cura animarum“ der ehemaligen Pfarre an die Kirche von St. Georgen (FRESACHER 1966).

Das Zusammentreffen von Pest, Missernten, Erdbeben und Hochwasser bzw. die Rückstauung der Gail machen verständlich, dass in der klösterlichen Überlieferung die Ereignisse im Laufe der nächsten Jahrhunderte immer stärker dramatisiert wurden. So konnte Paolo Santonino, der Sekretär des Bischofs Petrus von Caorle, der im Auftrage des Patriarchen eine Weihe- und Visitationsreise in die abgelegenen Alpengebiete seines Ordinariats-sprengels durchführte, bei seinem Besuch im Kloster Arnoldstein am 12. September 1486 folgendes berichten: „Vom genannten Kloster aus sieht man gegenüber weitausgedehnte wilde Berge, von denen durch das Erdbeben vom Jahre des Herrn 1348 am Tage der Bekehrung S. Pauli ein großer Teil jämmerlich niederbrach und sieben Pfarrkirchen mit siebzehn dem Kloster untertanen Dörfern verschüttete. Von denen ist jede Spur verschwunden. Bei diesem Erdbeben ist auch die ganze Stadt Villach zusammengestürzt und kein Gebäude über Tag heil geblieben mit Ausnahme der Karnerkapelle, in deren Krypta die Totengebeine aufzuhalten werden. Über diese Vorfälle sah ich sehr alte Aufzeichnungen, denen man vollen Glauben schenken muss; es möge daher niemand glauben, dass ich Lügengeschichten oder Träume niederschreibe. Weiters wird erzählt, dass infolge des Bergsturzes das Schloss Wasserleonburg, das dort liegt, zusammengefallen ist“ (VALE 1943; Übersetzung nach EGGER 1947).

Die Mär vom Untergang der sieben Pfarrkirchen mit siebzehn dem Kloster untertänigen Dörfern hielt sich über den Bestand des Klosters hinaus. Vom Kloster effektiv ins Spiel gebracht, wenn es um eine Begründung seiner schlechten wirtschaftlichen Situation oder darum ging, Forderungen nach Steuernachlässen Nachdruck zu verleihen, hat der Arnoldsteiner Verwalter Johann Heinrich Ainether (1679–1734) sich sogar der Mühe unterzogen, diese Kirchen und Dörfer genauer zu lokalisieren. Und seine archivalisch untermauerten, wenngleich falsch interpretierten Rückschlüsse haben noch fast bis gegen das Ende des 20. Jahrhunderts weiter gewirkt! Erst Wilhelm Neumann konnte Ainethers Irrtümer richtigstellen und in seiner brillanten Studie von 1988, wie bereits weiter oben erläutert, nachweisen, dass lediglich die zwei Orte St. Johann und Pruck tatsächlich aufgegeben werden mussten, jedoch als Folge der Überflutung und Versumpfung des Talgrundes.

Das Kloster Arnoldstein bestand mit Höhen und Tiefen bis zur Aufhebung unter Kaiser Josef II. im Jahre 1783. Die bemerkenswerte, überaus eindrucksvoll auf dem Felsen errichtete und im Laufe der Jahrhunderte mächtig ausgebaute Anlage mit bis zu sieben Geschoßen erfüllte in der Folge verschiedenste Funktionen (Steueramt, Schule, Pfarrhof, Bezirksgericht, Notariat, Wohnungen). Ein Brand am 16. August 1883, der auch das darunter liegende Dorf schwer in Mitleidenschaft zog, bewirkte die Aufgabe und den teilweisen Abbruch – ein großer baukultureller Verlust. Erst die Aktivitäten des Vereins zur Revitalisierung der Klosterruine Arnoldstein haben aus der verwachsenen Ruine seit 1992 wieder einen kulturellen Fixpunkt der Marktgemeinde gemacht.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Carinthia II - Sonderhefte](#)

Jahr/Year: 2013

Band/Volume: [Schuett](#)

Autor(en)/Author(s): Deuer Wilhelm

Artikel/Article: [Der Bergsturz von 1348 und das Kloster Arnoldstein 228-234](#)